

autoritärer Haltung, in Unkenntnis der tatsächlichen Situation der Frau und in vorzeitigem Werturteilen und Manipulation wurzelt.

### *Notstand vieler Frauen in entfremdeter Einsamkeit*

Eine Kirche, die sich vor allem als geschlossene Gruppe versteht, sieht wohl innerkirchliche Anliegen und Fragen, sie will sich aber in ihren festen Mauern für sich selbst bewahren. Seit dem Konzil ist die geschlossene Kirche weitgehend überwunden; Symbolhaft durch Papst Johannes wurde es vielen neu ermöglicht, sich mit der Kirche zu identifizieren. Die Hoffnung, daß Christi Kirche der Welt Heil vermitteln kann, ist wieder aufgeblüht, Heil durch Einsicht, Hilfe, mutiges Eintreten und Vermitteln überall da, wo es Menschen verwehrt wird, »menschlich« zu leben: sei es durch Hunger, Krieg, Zwang, Krankheit oder Entfremdung. Eine angelernte Arbeiterin, die durch den Charakter von Arbeitsplatz und Umwelt zwanghaft eine Flucht in unrealistische Glücksvorstellungen versucht, braucht Hilfe, um sich und den neben ihr Lebenden in Akkord, Erfolgssjagd und Erschöpfung noch zu entdecken.

Sie ist sich selber fremd, sie hat gar keine Möglichkeit aus den ihr angepaßten Verhaltensweisen herauszukommen. Wie kann sie da noch Bildung, Einsicht und Gott suchen, wenn ihr die Lust und Kraft abgehen, mit ihren Mitmenschen in voller Kommunikation zu leben? Da ist weder Solidarität noch Liebe lebendig, nur Sehnsucht, aus allem herauszukommen und endlich ein Paradies geschenkt zu erhalten. Nicht ethisch begründeter Anspruch überzeugt, sondern der Mensch, der als Christ seinen Bruder liebt, der respektiert und nach Wegen sucht, die »Welt« zu humanisieren. Das bedeutet sehr oft Veränderung der menschlichen und der Arbeitssituation in Betrieb und Familie, das bedeutet einfachhin Angebot zu Entspannung, Verstehen und Sein-lassen. Nur so kann sich ein Glaube anbieten, mit dem sich der heutige, auch von der Kirche enttäuschte Mensch identifizieren kann.

Eine wissenschaftlich exakte Untersuchung sollte Material bringen über die wirkliche Lage der Frau in Familie, Gesellschaft und Kirche, über ihre Hoffnungen und Nöte. Und Priester sollten kenntnisreich, partnerschaftlich und frei von Vorurteilen versuchen, der Frau zu helfen, daß sie ihre Antwort auf ihr Leben finden kann.

Leitbilder aus geschichtlich gewordenen Situationen überzeugen kaum. Notburga, Elisabeth, Hedwig werden als Frauen vergangener Zeit erlebt, die von der heutigen Frau aber nicht nachzuahmen sind.

Glaubenserweckung kann nicht von außen manipuliert werden. Ein Liebender und Einsichtiger – der nicht nur die anderen, sondern auch sich selbst liebt – hat ein Ohr für die tatsächliche Glaubensbereitschaft auch in unserer Zeit.

Weil er hören kann, kann er auch die erlösende Botschaft Christi in diese Welt und nicht über sie bringen.

*Dr. Hanna-Renate Laurien,  
Oberstudiendirektorin, Köln:*

In zahlreichen Messen, so vermerkt der unbefangene wie der befangene Betrachter, überwiegt die Zahl der Frauen – in den verschiedenen gottesdienstlichen Funktionen aber werden sie kaum sichtbar. Männliche Amts- und Funktionsträger, weibliche »Gemeinde« – das ist gewiß nicht mit »Volk Gottes« gemeint. Die Frage nach dem Priestertum der Frau soll bewußt ausgeklammert werden, es genüge, nach anderen Funktionen zu fragen.

Eine Frau als Lektor in einer vom Bischof zelebrierten Messe, das hat es 1966 gegeben. Allerdings fürchte ich, daß der eine mir bekannte Fall womöglich der einzige ist. Bemüht man sich, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß in einer Schulmesse für Mädchen, da, wo es sinnvoll ist, Schülerinnen ministrieren können? Und wer trägt im Gemeindegottesdienst die Schale mit den Hostien derer, die kommunizieren wollen, zum Altar? Schon mancher Lientheologe hat in Wortgottesdiensten gepredigt, wie aber steht es mit der Lientheologin? Man hörte, wie gut in der »Aktion Missio« entsprechend ausgebildete Ordensfrauen gepredigt haben, doch es bleiben Hinweise auf einzelne. Daß ihnen etwas Spektakuläres anhaftet, ist Symptom genug. Wichtig werden diese einzelnen erst dann, wenn sie den Beginn einer Wandlung darstellen und nicht als Alibi für vorschnelle Selbstzufriedenheit mißbraucht werden. Ob man bereit ist, die Einsicht in die Gleichwertigkeit von Mann und Frau im Leben der Kirche zu konkretisieren, etwa auch die diskriminierenden Passus im *CIC* zu ändern, ist eine Frage der Grundhaltungen und damit der Bewußtseinsbildung.

Das nachhinkende Bewußtsein, der *social lag*, von dem zu reden wir in der Bundesrepublik häufig Anlaß haben, müßte von denen, die Kirche sind, höchst kritisch in Frage gestellt werden, denn wer anders als die Gläubigen sollte wissen, wie überholbar jede zeitgebundene Verwirklichung ist. Was sich aber in Gemeinden und bei Geistlichen manchenorts noch als Bewußtseinshaltung zeigt, läßt Dahrendorfs Wort von den »Säulen der Beharrung« zutreffend erscheinen. Die Frage nach der Stellung der Frau in der Kirche löst die Frage nach der Bildungs- und Wandlungsbereitschaft aus.

Nehmen wir als Beispiel das Ansprechen der Frauen in der Predigt. Überwiegend werden Lebensprobleme der Frauen unter dem Bild der »privaten«, nicht aber der »öffentlichen« Tugenden gesehen. Politisches Engagement als Christenpflicht, als Beitrag für die Gestaltung der Welt mutet man höchstens den Männern, nicht aber den Frauen zu. Immer noch begründet man ihre Bildung mit Funktionen: bessere Mütter, bessere Ehefrauen. Bildung als Weg personaler Entfaltung, das ist manchem Prediger noch ein gefährlich Ding in Frauenhand. Für sie soll doch besser der Opfergedanke lebensformend sein. Vorschnell

schließt man von der Jungfrau Maria auf die Frau; übersieht, wie solche Verkündigung Mann und Frau einengt, übersieht, daß Maria in der Haltung des gläubigen Sich-zur-Verfügung-Stellens für Mann und Frau Bedeutung hat. »isch« (Mann) und »ischa« (Frau) gehören schon für den Jahwisten zusammen! Nur mit einer genaueren, von Soziologismen der Vergangenheit befreiten Theologie läßt sich jene Haltung verwirklichen, die der Frau nicht nur Randzonen und Unterordnung zuweist.

Im heutigen Pfarrbetrieb ist die unterscheidende und rationale Arbeitsweise für den Priester lebenswichtig. Sie ermöglicht ihm die unerlässliche – und viel zu oft mangelnde – theologische, insbesondere exegetische Fortbildung, deren Früchte er in der Predigt der Gemeinde vermitteln sollte (vgl. Röm 10,17). Das gute theologische Wissen muß ergänzt werden durch zuverlässige Kenntnisse der sozialen Strukturen und Lebensmodelle in unserer Zeit (vgl. *Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute*). Sie zu vermitteln, ist um so mehr Sache der Priesterausbildungs- und -fortbildungseinrichtungen, als viele Jungengymnasien diese Fragen bisher noch kaum beachten.

Kenntnismanget ist oft die Ursache, wenn die verschiedenen Frauengruppen in der Predigt verfehlt angesprochen werden. Ärgernis, Abkehr, Aggression sind das Ergebnis.

Die junge Frau wird auf ein Modell absoluter Häuslichkeit festgelegt, wo ihr doch die geöffnete Familie gezeigt und ihr Mann auf seine Verpflichtung hingewiesen werden sollte, ihr »Welt« zu vermitteln. Das Verhältnis der Unverheirateten zur Verheirateten wird – entgegen unserer gesellschaftswissenschaftlichen Einsicht – nicht als Verhältnis der Entsprechung bewußt gemacht; die alleinstehende Berufstätige kommt immer noch als bloßes »Mängelwesen« vor. Ergänzungsbedürftig bleiben Ledige wie Verheiratete, und eben darin gründet eine Möglichkeit des Menschen, sich selbst zu übersteigen.

Die Berufstätigkeit wird in ihrer Bedeutung für die Frau immer noch verkannt, man verteufelt die berufstätige Mutter undifferenziert und erwartet von der ledigen Berufstätigen, daß sie sich durch »Sonderopfer« legitimiere. Familie kann zur geschlossenen Gesellschaft werden, so daß für Witwen, Geschiedene, Unverheiratete nur die Außenseiterrolle bleibt. Wo rüttelt der Prediger den »engen« Katholiken auf? Was auf den ersten Blick als verfehlt Haltung gegenüber den Frauen erscheint, ist mehr: es ist Verfehlen der Mitmenschlichkeit, des christlichen Liebesanspruchs. Die Frage nach der Frau in der Kirche fragt nach unserem Christentum. Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden und Liebenden müßte deutlicher und bewußter nach Wegen suchen, jene Millionen Frauen, die allein – und oft resigniert und verbittert – leben, Kirche als den Ort erfahren zu lassen, wo sie als Person, unabhängig vom Familienstand, angenommen sind. Sie müßte ihr Bildungsbemühen gegenüber den Frauen – gerade angesichts des

weiblichen Bildungsrückstandes – vernehmlicher artikulieren. Eigenständige Frauenarbeit hat hier – neben den partnerschaftlichen Formen – besondere Bedeutung. So lange der gesellschaftliche Raum der Kirche patriarchalisch geprägt erscheint, setzt man allerdings hinter alle Bildungsbemühungen ein Fragezeichen.

In Kirchenvorständen, Katholikenausschüssen etc. gibt es zwar inzwischen Frauen; doch wie wäre es, die Ausschüsse einmal nach dem »Geschlechtsproporz« des Kirchenbesuches zu besetzen? Und wie steht es mit dem Vorsitz? Da erklärt man, den müsse ein Mann haben, denn es ginge um Finanzen, Politik, Repräsentation. In Wirtschaft und Politik haben Frauen längst bewiesen, daß sie auch in den vermeintlichen Domänen des Mannes Gutes leisten, ohne dabei Geschlechtswandlungen zu vollziehen oder zu Mannweibern zu werden. Die Berufung auf das Nichtwollen der Frauen ist eine faule Entschuldigung. Diese Haltung ist ja Ergebnis eines mangelnden Selbstverständnisses. Noch mehr als bisher muß wahrhaftige Partnerschaft verwirklicht, muß Bildung in Gespräch, Information, Nachdenken und im Angebot einübender Erfahrung vermittelt werden. Patriarchalische Gesinnung drückt sich auf mancherlei Art im Alltag aus, sei es in knigge-konträren Umgangsformen, sei es in der Anrede »Brüder und Schwestern« – bemerkenswerterweise sprach auf dem Bamberger Katholikentag nur ein evangelischer Bischof von »Schwestern und Brüdern« –, sei es bei Haussammlungen. Der Berufsalltag der Frau ist offensichtlich weniger anstrengend, auch wenn sie nicht, wie der Mann, an einen zubereiteten Tisch heimkehrt, und die Tätigkeit der Mütter ist denn wohl doch nicht so belastend, wie es die Familienpredigten schildern, denn sammelnd darf sich die Frau vollenden.

So feiert in der Praxis nicht selten ein veraltetes soziologisches Modell selbst dort Auferstehung, wo man sich in der Theorie schon von ihm abgewandt hat. Der Mensch aber verwirklicht sich in seinem Tun. In welcher Grundabsicht und auf welches Ziel hin er handelt, entscheidet über seine »Moral«.

Der Umgang von Priester und Frau miteinander ist die Frucht von Grundhaltungen und die Probe auf sie. Geistliche Beiräte, nicht Präsidien in den Vereinen, funktionaler, nicht autoritativer Führungsstil im Pfarramt, Akzeptieren von Sachkenntnissen auch dann, wenn eine Frau sie beisteuert – die Reihe der Forderungen ließe sich fortsetzen. Jede Forderung an den Priester ist auch Forderung an die Frau. Unerleuchtete Adoration verdirbt manchen Priester für den kooperativen Stil. Frauen müssen mehr und mehr kritikfähig werden und lernen, für sich selbst einzustehen und nicht den Priester als »Ersatzgewissen« zu strapazieren. Die ausgebildete Christin sollte sich mehr als bisher bereitfinden zur Mitarbeit in den Bildungseinrichtungen, auch in Männerverbänden, Priesterseminaren und -konferenzen.

Alles Bemühen bleibt oberflächlich, wenn die

Frage nach dem Selbstverständnis des Priesters wie der Frau ausgelassen wird. Die Besinnung auf die Anthropologie und ihre Relevanz für den Glaubenden muß in der Ausbildung und Fortbildung der Priester ihren Ort haben. Die Besinnung sollte vom Einüben in den Umgang mit Frauen begleitet sein. Die Professorin im Priesterseminar, der Diskussionsabend für männliche und weibliche Studenten im Priesterseminar – ist ihr Versuchsgrad so hoch, daß sie Utopie bleiben müssen?

Nur wenn der junge Priester gewohnt ist, mit Männern und Frauen zu beraten, kann er als Pfarrer den partnerschaftlichen Stil verwirklichen. Unweigerlich stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage nach der Freundschaft von Priester und Frau. Sie steht kaum am Beginn eines bewußten Lebens, sie ist kostbares und zerbrechliches Geschenk, das nicht sogleich verdächtigt werden sollte. Die Gefahr, aneinander schuldig zu werden, lebt in jedem menschlichen Miteinander. Sie bestehen wir nur in Wahrhaftigkeit – indem wir Empfindungen nicht pseudoreligiös bemänteln – und in jenem redlichen Bemühen, das Selbstdisziplin, Achtung vor dem anderen und glaubendes Vertrauen einschließt.

*Dr. rer. nat. Gertrud Roos,  
Fachreferentin für Radiobiologie an der Haupt-  
bibliothek der Eidgenössisch Technischen Hoch-  
schule, Zürich:*

Wie wir Frauen in der Pfarrgemeinde, der Zelle der Kirche, uns vorfinden, wie wir die Situation einschätzen, was für Anregungen wir zu machen hätten – so verstehe ich die Fragestellung.

Im Gespräch über derartige Fragen, mit Männern und Frauen, meldet sich früher oder später die Verstimmtheit über die Umgangsformen der Priester. Das mag kleinlich erscheinen; doch handelt es sich nicht nur um eine Äußerlichkeit, sondern um ein Symptom einer inneren Haltung. Die Frauen empfinden diesen Mangel offenbar stärker als die Männer; vielleicht erklärt es sich dadurch, daß manche Priester überhaupt nur Umgangsformen gegenüber Männern entwickelt haben. Wohlverstanden, wir wünschen nicht die äußere Geschliffenheit eines Weltmannes; es dünkte uns fast verdächtig, hätte ein Seelsorger so viel Gelegenheit, sich weltmännische Routine anzueignen. Wir erwarten die echten Äußerungen eines gebildeten Herzens. Man soll also nicht mit der trivialen Entgegnung daherkommen vom »guten Kern in der rauhen Schale«; wir erwarten wirklich *Äußerungen* dieses guten Kerns, einfach aus Nächstenliebe, aus der heraus man sich sogar die Mühe macht, auch ein paar ganz konventionelle Formen sich anzueignen, statt seine etwas ungehobelte »Eigenart« für so unaufgebbbar wichtig zu halten.

Die Pfarreisekretärin einer ausgesprochen lebendigen Pfarrei meint ziemlich resigniert: »Ach, die Laien sind immer die Dummen, und erst recht die

Frauen.« Ob es oft vorkomme, daß einer der Pfarrgeistlichen sie um ihre Ansicht frage? »Überhaupt nie« – und das nach jahrelanger Arbeit. Pfarrer und Vikare realisieren da offenbar nicht, daß diese Frau nicht nur in ihrer Funktion als Sekretärin existiert, sondern auch ein Mensch der Pfarrgemeinde ist, eine »Frau aus der Gemeinde«, mit der sie einen besonders leichten Kontakt haben könnten.

Die Akademikerin mit ihren zwei Doktoraten: »Mir ist pudelwohl in der Pfarrei, der Pfarrer läßt mich in Ruhe und ich ihn auch.« So spricht eine wache Katholikin, die für Pfarrer und Pfarrei die wertvollsten Anregungen und Hilfen geben könnte. Es handelt sich nicht etwa um eine Landpfarrei, in der man Hemmungen hätte der gescheiterten Frau gegenüber. Sie sollte sich vielleicht aufdrängen? Aber andere Leute nehmen sie so sehr in Anspruch, daß sie keinen Grund sieht, sich noch irgendwo aufzudrängen, wo man ohnehin um sie weiß. Wie verantwortet es ein Seelsorger, solche Kräfte in seiner Pfarrei einfach zu ignorieren?

Die junge Frau und Mutter, Technikerin mit Hochschulabschluß: »Die Frauen dürfen gar nichts tun in der Kirche: nicht vorbeten, nicht vorlesen, nicht am Altar dienen.« Gewiß, wir dürfen Wesentlicheres tun, aber es wurde ja der Unterschied zu den Männern beachtet. Und man kann es den Frauen nicht verbieten, auch in diesem Belang den Unterschied als für sie negativ zu bewerten. Außerdem geht es gar nicht allein darum: Wir können uns – unbescheidenerweise – des Eindrucks einfach nicht erwehren, daß wir auch im Gottesdienst einiges zum Wohl der Gemeinde besser machen könnten. Was soll es zum Beispiel, daß ein kleiner Junge mit seiner Rechenstundestimme, »schön laut« aus einem Psalm herunterliest? – oder auch ein großer Bursche oder selbst ein Seminarist, der seinen Kinderschuhen noch nicht entwachsen ist?

Die geschiedene Frau: »Als wir noch verheiratet waren, kam unser Pfarrer hie und da vorbei. Wir luden ihn auch zu Tische ein. Seit wir getrennt sind, ist er nie mehr zu mir gekommen.« Ist da ein Seelsorger mehr um seinen Ruf als um die Seelen besorgt?

Die Familienmutter: »Es ist nicht recht, wie heute besonders junge Priester in die Erziehung unserer Kinder eingreifen, ohne mit den Eltern auch nur ein Wort zu reden.« – Vieles läßt sich zusammenfassen mit der Äußerung einer Witwe, Mutter mehrerer Söhne, die sie allein aufgezogen hat: »Wir möchten aus der immer nur hörenden Frau endlich zur gefragten Frau werden.« Warum eigentlich nicht? Hält man uns insgesamt für unzuverlässig? Oder für dauernd auf Männerfang aus? Eine entwickelte Unterscheidungsfähigkeit gehört auch zu den Tugenden eines Seelsorgers.

Natürlich liegt der Fehler oft bei uns Frauen: Wir wagen zu wenig. Dabei brauchten es noch gar keine großen Wagnisse zu sein. Mit einer begründeten Überzeugung und etwas persönlichem Mut